

~~9. r. is~~

EX BIBLIOTH.
NATIONIS HUNGAR.

VI-107

VITEBERG.

SIGNAT. CLIOCCCXIII.



2

Der Geist
Heinrich des Vierten,
Königs von Frankreich und
Navarra,
des Lieblings
aller Völker und Zeiten.



*Dono dedit
Jann. Michael*

Leipzig 1793. •



Jetzt, da man mehr als jemals die Könige wägt, nennet man immer mit heiligem Enthusiasmus die Namen: Friedrich den Einzigen, König von Preußen, und Heinrich den Vierten von Frankreich, wenn die Rede von guten Königen im erhabnern Sinne ist. Sie sind die Idole aller Völker von ganz Europa geworden. Beyde haben die größte Aehnlichkeit mit einander, und beyde hat man unendlich gelobt und getadelt. Dennoch scheint beyder Monarchen Portrait noch nicht ganz vollkommen mit dem reinen Pinsel der Wahrheit ausgemahlt zu seyn. Wenigstens scheint das Urbild — Heinrich, — von allen seinen schönen Seiten noch nicht hinlänglich gekannt zu seyn.

A

Viel-

Vielleicht sahe man ihn immer mehr als Held, als Eroberer seines Volks, und als einen guten Monarchen an, der mit Weisheit und Gelindigkeit regiert. Aber den superieuren Geist, das sanfteste und menschenfreundlichste Herz, den geschmackvollsten und geschicktesten Schutzherrn der Wissenschaften und Künste, den Wiederhersteller, Ausbilder, und Wohlthäter seiner Nation scheint man bisher weniger in ihm betrachtet zu haben. Erst jetzt, nach der Revolution, sucht man in Frankreich alle Verdienste des größten Königs der Franzosen in das helleste Licht, und den schönen Vers des Gädin unter alle Gemählde von ihm zu setzen:

Der Fürsten Einziger, den Arme nicht
vergassen.

Mit der Untersuchung dieser glänzenden
Eigenschaften, und der stillen Vergleichung
gegen

gegen andere, ist auch der Enthusiasmus für ihn aufs höchste gestiegen. Er ist aller Freund, der Guten und der Bösen; sie ehren ihn alle für Frankreichs Heiligen. Die Statuen und Denkmäler der Ludewige hat das Volk bey der Revolution zertrümmert und beschimpft. Die Statue des großen Heinrichs hat es mit Blumen bekränzt und vor diesem Heiligthum die Knie gebeugt. Seine Majestät ruhet schon fast 200 Jahre im Grabe, — Schmeicheley war also nicht die Ursache; der Grund davon muß seine Geistesgröße und seine Liebe seyn.

Sein Volk wahrhaft zu lieben, das war sein einziger Ehrgeiz, und dies Volk glücklich zu machen, war sein heissester Wunsch. „Ich werde nicht eher ruhig seyn, sagte er, bis meine Bauern am Sonntage eine Henne und einen Topf voll Meiß

mit Heiterkeit und frohem Sinne genießen können.“ —

Wenn er einen Brief an seine Gouverneure in den Provinzen schrieb: so schloß er allemal mit den Worten: „Sorget für mein Volk; es sind meine Kinder, Gott hat sie mir anvertrauet, und ich muß Rechenschaft dafür geben.“ —

In einer gefährlichen Krankheit, welche sein Leben bedrohetete, weinte er um sie, wie ein Vater um seine unmündigen Kinder weint, die er nun an seinem Todesbette verlassen sieht. „Mein Freund, sagte er zu Sally, ich fürchte mich gar nicht vor dem Tode, welches Sie gewiß besser, als sonst Jemand, wissen, da Sie mich in so vielen Lebensgefahren gesehen haben, deren ich leicht hätte überhoben seyn können; aber ich leugne nicht, daß es mir herzlich nahe geht,

geht, dies Leben eher zu verlassen, als bis ich mein Königreich zu dem Glanze, wozu ich es gern wieder zurück hätte, wirklich habe erheben, und meinen Völkern durch die ihnen zugedachte Erleichterung und Aufhebung so vieler Subsidien, eine beifallswürdige Regierung zeigen können, die ich wie meine Kinder liebe.“

Er suchte, nur durch Liebe zu regieren, und nicht durch Zwang und Strenge. Denen, die ihm einst zu den letztern rietten, sagte er: „das erste Gesetz eines Landes herrn ist: — alle Gesetze zu beobachten; denn er hat selbst zwey Oberherren, — Gott und das Gesetz!“

Als seine Feinde das Gerücht ausgestreuet hatten, er wolle neue Bastillen bauen, um das Volk im Zaum zu halten, so erklärte er so sehr herablassend als schön: „daß er



nie andere Citadellen zu bauen gedächte, als die er in den Herzen seiner Unterthanen hätte.

Der Türkische Gesandte wunderte sich, daß er in seinen Verhältnissen keine zahlreiche Kriegsheere hielte. — „Wundern sie sich nicht darüber, antwortete Heinrich, wo die Gerechtigkeit herrscht, da ist keine Gewalt nöthig.“

Als ihm gemeldet wurde, daß einige seiner Truppen in Champagne verschiedene Bauerhäuser geplündert hatten: so wendete er sich sogleich voll edlen Eifers an die ihn umgebenden Officiere, mit den Worten: „Machen Sie geschwind, meine Herren, daß Sie dahin kommen; geben Sie Ordre, und steuern sie; denn Sie werden mir dafür stehen müssen. — Wenn dieses mein Volk zu Grunde gerichtet wird, wer wird mich ernäh-

ernähren? — wer die Lasten des Staats tragen? — wer Ihnen den Sold bezahlen? — So wahr Gott lebt! wer sich an meinem Volke vergreift, der vergreift sich an mir selbst.“

Diese Menschenfreundlichkeit und diese Liebe zu seinen Unterthanen floßten ihm auch den Grundsatz ein, den viele Fürsten von ihm lernen sollten, die so leichtfertig, wie die Knaben, zu Kriegen spielen. „Tapfere Männer, so sagte er, sind immer die letzten, die zum Kriege rathen, und die ersten, die ihn anfangen; und es ist barbarisch, bloß aus Leichtsinne oder gar aus Liebe zum Kriege, Krieg zu führen.“

Was er von blutigen Lorbeern hielt, und wie menschenfreundlich der Sieger sich nach dem Frieden sehnte, zeigen folgende Züge: Als er das Schlachtfeld bey Yvry besah,
stand

stand er eine Zeitlang gerührt und gedanken-
voll stille. Unversehens setzte ihm eine
Schäferin einen Lorbeerkranz auf den Kopf.
Der König nahm ihn sogleich wieder ab, und
legte ihn auf das Fußgestell einer Pyrami-
de nieder, die man ihm daselbst zum Andenken
aufgerichtet hatte.

In König Heinrich III. schrieb er vom
Schlachtfelde bey Coutras den Abend nach
dem Siege folgenden schönen Brief: —
„Sire, Monseigneur und Bruder! Danken
Sie Gott! ich habe Ihre Feinde und Ihre
Armee geschlagen. — Sie werden von la
Bürthe hören, ob ich, ohngeachtet ich mit-
ten in Ihrem Königreiche mit dem Degen
in der Faust im Felde stehe, wirklich Ihr
Feind sey, wie jene Ihnen sagen. — Des-
sen Sie doch Ihre Augen, Sire, und er-
kennen, wer diese sind. — Ist es wohl
möglich, mein Bruder, daß ich wirklich ein
Feind

Feind von Ihnen seyn könne! ich, ein Prinz von Ihrem Blute, ein Feind von Ihrer Krone? ich, ein Franzose, ein Feind Ihres Volks? — Nein, Sire! Ihre Feinde sind die, die durch den Untergang unsers Bluts und des französischen Adels Ihren eignen Untergang und noch oben drein Ihre Krone suchen. — Fürwahr, wenn Gott nicht die Hand im Spiele gehabt hätte; so würde es, auf dieser Stelle bey Courtras, um Sie geschehen gewesen seyn, und sie würden in uns — Sie selbst, Sire, getödtet haben, so wie sie uns bereits in Ihrem Herzen getödtet haben. Denn wenn Sie nun von so viel Königen und Prinzen noch allein übrig geblieben wären, würden Sie wohl unter diesen, mit Ihrem Blute gefärbten Schwerdtern, ja unter noch weit ärgeren Sachen, einen Augenblick Ruhe, ein Auge voll sanften Schlags gehabt haben? — Ach, eilen Sie doch geschwind, dem Nebel abzuhelfen,

fen, weil es vielleicht noch Zeit ist! denn es liegt ja alles in der Tiefe des göttlichen Rathschlusses verborgen. Aber vor Gottes Angesichte berufe ich mich auf die Gerechtigkeit meiner Waffen, und alles des vergossenen Bluts, wofür Sie ihm dereinst Rechenschaft werden geben müssen. — Heilen Sie, Sire, die Wunden ihres Volks! geben Sie ihm Friede, geben sie ihn Gott, geben Sie ihn Ihren Staaten, — Ihrem Bruder, Ihrem eignen Gewissen! Ich, der Sieger, bitte Sie darum; oder wenn es ja Krieg seyn muß: so lassen Sie mich bloß gegen diejenigen Krieg führen, die allein Sie und mich bekriegen, und überlassen Sie sie mir von Stunde an, damit sie erfahren wer ich bin. — la Bärthe — — wird Ihnen umständlicher eröffnen, daß ich nichts weiter, als die allgemeine Ruhe, und die Erhaltung des Meinigen zur Absicht habe. Und was hat sich denn der Pabst in meine Angelegenheiten

zu

zu mischen, daß er mir nehmen will, was mir von Gott und Rechtswegen gehört? Warum ist doch Gott wider ihn gewesen, und wird ihm immer zuwider seyn, in einer so bösen Sache? Ja, diesen Gott, der im Himmel lebt, sehe ich inbrünstig an, Sire, daß er Ihnen das sonst helle Verstandniß, was er Ihnen verliehen, und das er nur nach seiner Zulassung, um der großen Sünden dieses Königreichs willen, hat getrübt werden lassen, — wiederum öfnen wolle. Alsdann werden Sie deutlich sehen, Sire, daß in diesem ganzen armen Frankreich nicht ein einziges französisches Herz ein Feind seines Königes sey. Die große Quelle dieses Gifts wird allen sichtbar werden, und Sie, Sire, werden sehen, daß wir hier Ihre ächten Diener, und die wahren Retter Ihrer Krone sind.“

Sei-

Seine Siege und seine Eroberungen machten ihm eben deswegen keine Freude, und er war immer den Tag vor der Schlacht munterer und aufgeräumter, als den Tag nach dem Siege. — „Kann ich mich wohl über meinen Vortheil freuen, sagte er, den ich mit dem Verluste meiner Unterthanen, und mit dem Blute meiner Franzosen erkauften muß? — welcher Gewinn kann einen solchen Verlust ersetzen.“ —

Seine Unterthanen hätten schrecklich unempfindlich seyn müssen, wenn sie einen König von solchen vortreflichen Gesinnungen gegen sie nicht hätten über alles wieder lieben sollen. Aber er selbst rühmt sich dieses Glücks in folgenden Anekdoten. — Der Herzog von Savoyen fragte ihn eines Tages, wie viel ihm Frankreich wohl einbrächte. — „So viel, als ich will,“ sagte der König. — Der Herzog, der diese Antwort

zu

zit unbestimmt fand, wiederholte seine Frage. — „Ja, ja, fuhr Heinrich fort, so viel, als ich nur immer will; weil ich das Herz meines Volks auf meiner Seite habe, so kann ich alles von ihm erhalten, was ich nur verlange.“ — Unter andern Medaillen, wodurch er den Begebenheiten seiner Regierung Denkmäler stiftete, ließ er auch 1606 eine schlagen, wodurch er seine muthige Gegenwehr gegen die immer noch fortdauernden Verfolgungen und frevelhaften Unternehmungen der Ligisten also ausdrückte: Er wählte zum Sinnbilde einen Schild, der auf einem Bündel Lorbeerzweigen lag, und auf diesen Schild ließ er die Worte prägen: *Mihi plebis amor*, — „Mein Schutzschild ist die Liebe meines Volkes.“ —

So wie er diesem Volke in Gerechtigkeit, in Liebe und Sanftmuth vorleuchtete, eben so ein schönes Muster stellte er demselben

selben in jeder andern bürgerlichen Tugend dar. — Ehrlichkeit, Treue und Glaube waren immer die unwandelbare Richtschnur seines Verhaltens. Man munterte ihn auf, den Herzog von Savoyen gefangen zu nehmen, als dieser in unrechter Absicht nach Frankreich gekommen war. „Da sey Gott für, erwiederte er, daß der König von Frankreich sein gegebenes Wort brechen sollte. — Ehrlichkeit und Worthalten bringt mehr ein, als alles, was man durch Treulosigkeit gewinnen kann. Und ich wollte lieber mein Leben verlieren, als die öffentliche Treue brechen.“

So war er auch wieder nicht mißtrauisch; denn wer selbst reines Herzens ist, der sucht nichts Urges bey andern. Er pflegte sich zuweilen ein Vergnügen daraus zu machen, allein, oder nur von ein Paar Personen begleitet, aufs Land zu gehen, und sich da

da in der Mitte der einfältigen und ehrlichen Hüttenbewohner zu unterhalten, ihren Zustand und ihre Denkungart zu erforschen, auch ihr Staunen darüber zu bemerken, daß ein König von Frankreich sich so sehr herabließe, in ihre elenden Hütten einzusprechen. Seine furchtsamen Freunde, die nicht einsahen, daß er eben dadurch seine Feinde entwafnete, machten ihm deshalb zuweilen Vorstellungen, daß er bey der noch immer fortdauernden Gährung der Lige mitten unter den Verschwornen allein umherginge und sein Leben in Gefahr setzte. Er erwiederte aber: — „Furcht muß in keine königliche Seele kommen; wer sein Leben nicht achtet, der kann mir das meinige alle Tage nehmen, ohne das tausend Garden ihn hindern. Und nur Tyrannen pflegt immer für ihr Leben bange zu seyn.“

Huld

Huld und gnädige Schonung machten einen Hauptzug in seinem Karakter aus, und Haß oder Rache waren niemals in seinem Rathe. — „Das Vergnügen, das Rache gewährt — sagte er schön — dauert nur einen Augenblick. Das Vergnügen aber, das Güte und Nachsicht schenkt, währt ewig.“

Man nannte ihm einen großen Vasallen, der von der Parthey seiner Feinde war, und der durch alle seine Tugenden nicht hatte entwafnet werden können. „D, sagte Heinrich, — ich will ihm so viel Gutes thun, daß er gezwungen seyn soll, mich zu lieben.“

Seine weiche Seele war herzlich abgeneigt, zu strafen, und er begnadigte gern. Einst hatte ihn die schöne Gabrielle von Estrees, die gleichfalls ein mitleidiges und sanftes Herz besaß, für einen Missethäter um

um Gnade gebeten. — Der Minister Sully war nicht der Meinung, als der König solche ertheilte. — „Was wollen Sie nur, — rief er aus, — ich kanns ja nicht aushalten, wenn man so vor mir niederfällt; mein Herz ist zu zärtlich, als daß es den Thränen einer Person, die ich liebe, eine Bitte abschlagen könnte, die mein Herz selbst an mich thut.“

Alle Lügen, Lästerungen und Beleidigungen, die seine Person selbst betrafen, verzieh er durchgängig gern, so schwer sie auch seyn mochten. — Matthieu, ein enthusiastischer Ligeist, hatte ihn in einer elenden Tragödie auf die empfindlichste Weise angegriffen, und ihn vielmals einen Apostaten, einen Abtrünnigen, einen Negaten genannt. Als Heinrich die Ligue besiegt hatte; so vergaß auch Matthieu seine Fehler und Verblendungen, und ließ sich dem Könige vorstellen. Dieser nahm ihn

B

mit

mit vieler Güte auf, als wenn er von all seinen Schmähungen und Mißhandlungen nicht das mindeste gewußt hätte, und ließ sich auch in der Folge in vertrauten Unterhaltungen mit ihm nie etwas merken. Vielmehr gab er ihm den Titel eines Historiographen von Frankreich, die Anwartschaft auf eine beträchtliche Stelle, und in der Folge den Titel eines Staatsraths.

Ein noch heftigerer Pasquillant war ein gewisser Orleans, Generaladvokat der Lige. Dieser hatte verschiedene mordbrennerische Schriften gegen ihn, und sogar wider seine vortrefliche Mutter die schändlichsten Verläumdungen in die Welt geschrieben. Man hatte ihn deshalb ins Gefängniß setzen lassen. Als der König alle diese Abscheulichkeiten hörte, zuckte er bloß unwillig die Achsel, und sagte im Gefühl seiner Unschuld: „O der Bösewicht! der Bösewicht! — Doch, er ist unter Sicherheit meines Passes nach Frank-

Frankreich gekommen, und es soll ihm also auch mit meinem Willen kein Leid wiederfahren.“ Er ließ ihn also sogleich wieder in Freiheit setzen. — Gerade an diesem Tage ging der Monarch in den Thuilleries spazieren. Orleans kam von ohngefähr auch dahin, und begegnete ihm. Der König erlaubte, ihn anzureden, und war so herablassend, ihm zu sagen: „daß er ihn für einen ehrlichen Mann hielt, und hoffte, daß er es auch künftig seyn würde.“ — So strafte Heinrich. — — Im Jahre 1605 bezieh er mit gleicher Güte einem gewissen Profurator zu Senlis, Namens de Lisle, welcher es sogar versucht hatte, ihn ums Leben zu bringen.

Wenn er so an seinen Feinden handelte: so läßt sich schließen, wie er mit seinen Freunden umging. Sein Herz war ganz für die edle Neigung der Freundschaft geschaffen, und so wie in jedem andern Dinge,

so war er auch hierinn eine seltene Ausnahme von den Königen, denn er hatte wirklich das Glück, das er verdiente, die größten Männer seiner Zeit in jeder Art, — Helden, Staatsmänner und Gelehrte, zu wahren Freunden zu haben, die ihm durch die größten und wichtigsten Dienste auch Proben genug von ihrer aufrichtigsten Treue und Ergebenheit gaben. Alle seine Reden und seine Briefe an sie enthalten eben so schöne Muster von Freundschaft, von Wohlwollen und Dankbarkeit, als von Wohlredenheit. Überall athmen sie herzliche Liebe, Theilnehmung und Trost, oder sie scherzen traulich, und sagen immer etwas Angenehmes und Verbindliches.

Givry, ein junger, tapferer und liebenswürdiger Held, hatte zwey Städte erobert. Der König schrieb ihm folgendes Billet:
 „Deine Siege stöhren mich im Schlafe, wie ehemals Miltiades Siege den Themistokles.
 Adieu,

Adieu, Gibory! so wirst du für alle deine Eitelkeit bezahlt!“ — An Crillon: „Hänge dich auf, braver Crillon! wir haben bey Arques gesiegt, und du bist nicht mit dabey gewesen. Adieu, braver Crillon! ich liebe dich in die Länge und in die Queere.“ — An einen andern seiner Braven: „Tervagues! zu Pferde! der Feind kommt uns auf den Hals; ich habe deines Armes nöthig. Ich bin Heinrich.“ — Und dem tapfern Manaud von Barz, der ihm bey der Stadt Luse das Leben gerettet, schreibt er: „Hefte deinem besten Gaulle Flügel an. Montesperan habe ich gesagt, daß er den seinigen zu tode reiten soll. Warum? das wirst du von mir zu Nerac hören. Eiligst, eiligst komm, lauf, renne, flieg; dies befiehlt dein Herr; darum bittet dein Freund.“ Ein andermal sagt er zu ihm: „Mit Ihrer und Ihres Kerls Unverdrossenheit geht es doch bis zum Erstauen! desto schlimmer, daß Sie Niemanden

aus Fleurance haben herauspracticiren können. Die beste Festung ist mir bey weitem nicht so lieb, als das Blut eines einzigen meiner Freunde 2c.“ Und wieder an denselben: „Mein lieber Herr von Bag! So sehr Sie es auch mit dem Pabste und seinen Anhängern halten mögen; so habe ich doch nichts destoweniger ein Vertraun zu Ihnen. Diejenigen, die geradezu ihrem Gewissen folgen, sind von meiner Religion; und ich habe einerley Religion mit allen denjenigen, die brav und rechtschaffen sind. Ihr bester Freund Heinrich.“ — Welch ein erhabner Duldungsgeist ist das!

Als sein würdigster Freund Mornay von einem tollkühnen Menschen auf die blutdürstigste Weise angefallen worden war, schreibt er ihm: „Ich bezeuge Ihnen über die Ihnen wiederfahrne Feindseligkeit mein äußerstes Mißfallen, und nehme daran nicht nur als König, sondern auch als Ihr Freund,
den

den empfindlichsten Antheil. In der ersten Rücksicht werde ich Ihnen und auch mir Gerechtigkeit zu verschaffen wissen. Wenn ich aber auch nur den zweyten Namen allein führte: so kann doch Niemand unter allen Ihren Freunden bereitwilliger seyn, für Sie den Degen zu ziehen, und selbst sein Leben für Sie zu wagen, als ich. Verlassen Sie sich immer darauf, daß ich als König und als Freund meiner Pflicht gegen Sie ein Gütige thun werde. Eben dieser Mornay that zuweilen böse mit ihm. Bey einer solchen Gelegenheit schrieb er ihm einst folgendes Billet: „Mein Freund! Ihr Brief spricht ja nicht als ein Mann, der zu mir kommen will. Sie sollten doch wohl heißhungeriger seyn, mich zu sehen, da Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe. Ich kann Sie nicht entbehren. Kommen Sie, ich bitte Sie, eben so arm an Zorne, als Sie reich an Tugenden sind.“

Der

Der ehrlichste Mann im ganzen Königreiche war sein tugendhafter Freund Sälly, gegen dessen Rechtschaffenheit die Verläumdung immer Beschuldigungen austreute. Der Minister beklagte sich deswegen zuweilen bey dem Könige. Dieser antwortete ihm einst also: „Mein Freund, es geschieht nicht nur öfters, sondern allezeit, daß diejenigen, welche die großen Angelegenheiten unter Händen haben, dem Neide ausgesetzt sind. Sie wissen, daß ich selbst nicht davon ausgenommen bin, so wenig von Seiten der einen als der andern Religion. Sie können hierbey nichts bessers thun, als daß Sie es so machen, wie ich. So wie ich in meinen Angelegenheiten mich Ihres Raths bediene; so nehmen Sie auch in den Ihrigen, wären sie auch von noch weit geringerer Erheblichkeit, von mir, als Ihrem treuesten Freunde, den Sie auf dem Erdboden haben, und dem wohlmeinendsten Herrn, als er je auf der Welt

Welt

Welt gewesen ist, einen guten Rath an.“
Ein andermal sagte er: „Mein Freund, ich möchte mir heut Ihre Gegenwart um Vieles erkaufen, denn Sie sind der Einzige, dem ich mein Herz eröffnen kann. Es betrifft keine Liebesangelegenheit, keine Eifersucht; es ist eine Sache, die den Staat angeht. Eilen Sie, kommen Sie, kommen Sie, kommen Sie! Meine Frau, meine Kinder, meine ganze Haushaltung befindet sich wohl; sie lieben Sie alle, eben so sehr, als ich, und thäten sie es nicht, ich würde sie enterben.“

Im Jahre 1579 fand man Cärenne mit 22 Degenstichen durchbohrt. Der Verdacht davon fiel auf die Königin Katharina von Medicis. Sie kam auch ausdrücklich nach Aven, um sich zu rechtfertigen, wo ihr Heinrich die lebhaftesten Vorwürfe machte. Um ihn zu beruhigen, erbot sich die Königin, für die Wunden des Vikonte selbst Sorge zu tragen. Aber Heinrich antwortete ihr:
„Nein,

„Mein, Madame! ich werde die Sorge für einen Mann, der mir so theuer ist, Niemanden, als mir selbst, anvertrauen.“ Er ließ ihn auch alsobald in einer Senfte nach Terrac bringen, begleitete ihn selbst dahin, und verließ seinen Freund nicht eher, bis er wieder hergestellt war.

Eben so ein vortreflicher Gesellschafter war auch Heinrich. Sein munteres, sinnreiches und menschenfreundliches Wesen, das den Helden und den Staatsmann schmückte, machte auch seine Gesellschaft überaus reizend und angenehm, und wer frey und witzig war, der gehörte immer zu seiner Gesellschaft. Wenn er dann mit seinen Freunden im Zirkel war; so legte er den König ganz ab, und war der ungezwungenste Privatmann. Mit seinen Freunden bey Tische überließ er sich ganz der natürlichen Munterkeit seines Karakters. Er wußte einem jeden etwas Angenehmes und Scherzhaftes

haftes zu sagen; reizende Traulichkeit, Frohsinn, feiner Witz und Bonsmots würzten immer die Schüsseln. — Er pflegte Sälly im Zeughause gern zu überraschen, und fand an den ungezwungenen Freundschaftsgesprächen daselbst so viel Vergnügen, daß er einst zu ihm sagte: „Generalfeldzeugmeister, kommen Sie her und umarmen mich, denn ich habe Sie recht herzlich lieb, und ich befinde mich hier bey Ihnen so wohl, daß ich hier auch diesen Abend essen und schlafen will; ich werde heute nicht nach dem Louvre gehen.“ — „Meine Herren, sagte er einmahl zu den fremden Gesandten, indem er den Held bey der Hand nahm, dies ist der Marschall Armand von Biron, den ich sowohl meinen Freunden als Feinden vorzustellen pflege.“

So war er auch im Schoosse seiner Familie bloß Mensch und Vater; seine Kinder mußten ihn bloß Paps oder auch Vater nennen,

nen, und er nahm selbst an ihren kleinen Spielen Antheil. Es ist bekannt, daß er einst, den Dauphin auf dem Rücken, in seinem Zimmer auf allen vieren kroch, als ihn so ein auswärtiger Gesandte überraschte. Der König gerieth darüber gar nicht in Verlegenheit, sondern fragte ihn: „Herr Ambassadeur, haben Sie Kinder?“ — „Ja, Sire!“ erwiderte dieser. — „Nun, sagte er, so kann ich den Spazierritt in meinem Zimmer erst vollends herum machen.“

Eitle Pracht liebte er gar nicht, und der Glanz des Hofes hatte nichts Reizendes für ihn; denn er war in den Pyrenäischen Gebürge frugal und einfach erzogen worden, und so war auch sein Leben und sein Anzug. Niemand an seinem Hofe ging so einfach gekleidet als er. Als einst das Parlament sich geweigert hatte, das Consignations-Edikt zu registriren: so sagte er zu den Deputirten scherzend: „Ey, meine Herren, lassen Sie mir

mir doch wenigstens das Recht der Mönche wiederfahren, und versagen mir nicht *Victum* et *Amictum*. Sie wissen ja, daß ich sehr mäßig lebe, und was meine Kleidung betrifft, so sehen Sie doch nur einmal, Herr Präsident, wie schön ich gepuzt bin.“ — Als das Parlament ihm über das Edikt von Nantes Vorstellungen that: so antwortete er den Abgeordneten: „Meine Herren, Sie sehen mich in meinem Kabinette, wo ich weder in königlichem State, noch mit dem Hute unter dem Arme und dem Degen an der Seite, wie meine Vorwefer; sondern Sie finden mich bloß als einen Hausvater, der seinen Hausrock umgeworfen hat, um mit seinen Kindern desto vertraulicher zu sprechen. — Als man ihm nach dem Siege bey Courras die Juwelen und andre prächtige Kleinigkeiten von Joyeuse, dem üppigen Günstlinge Heinrich III., überreichte; wollte er sie nicht einmal ansehen, sondern sagte mit Verachtung:

tung: „Komödianten mag man's verzeihen, wenn sie ihre Eitelkeit durch reiche Kleidertrachten zu befriedigen suchen; aber die wahre Fierde eines Generals ist Muth und Geistesgegenwart in Schlachten, und Menschenliebe nach dem Siege.“ —

Einen desto größern Reiz fand er hingegen in dem Umgange mit den Wissenschaften und mit großen, geschmackvollen Gelehrten. Mit den vortreflichsten Talenten und den schönsten Kenntnissen begabt, war er selbst einer der vorzüglichsten Männer seines Zeitalters. Er war der sinnreichste, feinste und tapferste Ritter, dessen feines Gefühl und menschenfreundliches Herz in seinem dreißigjährigen Kriegsleben nichts gelitten hatte. Er verehrte die Wissenschaften und Künste, bauete ihnen Tempel, und gab den Gelehrten und allen Männern von Talent und Verdienst — Ehre, Belohnungen, und den meisten auch seine Freundschaft. In Frankreich

reich war er der Wiederhersteller nicht nur der bürgerlichen Glückseligkeit, sondern auch der Wissenschaften, die während der Lige vaterlos gewesen waren. Denen zurückgerufenen Professoren des Königskollegium ertheilte er sogar eine öffentliche Audienz, und gewann aller Herzen durch seine liebenswürdige Vertraulichkeit und Popularität in der Unterredung mit denselben. Er ließ ihnen alle Rückstände ihres Gehalts auszahlen, und vermehrte überdem noch ihre Besoldungen um die Hälfte. „Ja, ja, sagte er zu den umstehenden Hofleuten, ich will lieber meinen eignen Aufwand einschränken, und von meiner Tafel abbrechen, damit man meine Lectoren bezahlen kann.“

An Herrn du Plessis-Mornay, der ihm ein Buch über die Wahrheit der christlichen Religion geschickt, schrieb er auf folgende verbindliche Weise: „Lieber Herr du Plessis, Ihr Buch ist sehr wohl aufgenommen, und
es

es wird von den besten Genies ungemein gelobt und geschätzt. Dies macht mir viel Vergnügen, und ich freue mich sowohl über den Nutzen, den es stiften wird, als weil es aus der Feder eines Schriftstellers geflossen ist, den ich liebe, und dem ich meine Freundschaft, auf die ich Sie immer sichere Rechnung zu machen bitte, thätig zu bezeigen wünsche.“

Mit den größten, gelehrtesten und tugendhaftesten Männern seiner Zeit lebte er in genauer freundschaftlicher Verbindung. Coligny, Mornay, Tyrenne, Lesdigueres, Sully, Jeannin, Malherbe, de Thou u. a. waren immer um ihn. Er suchte ihre Talente aufs beste zu öffentlichen Angelegenheiten zu benutzen, und wählte aus diesem Zirkel insgemein seine Gesandten. Sie waren es, denen er die Abfassung des weisen Toleranzgesetzes anvertraute, dessen Wiederrufung Frankreich so tiefe Wunden geschlagen hat.

Er

Er gab selbst auswärtigen Gelehrten, Italienern und Deutschen, Jahrgehalt, und zog berühmte Fremde ins Land, z. E. den großen Litterator Casaubonus, dem er die Mitaufsicht der Bibliothek anvertrauete. Als diesem einst der Finanzminister Süilly, wegen seines großen Gehalts, etwas Unangenehmes gesagt, und er sich deshalb beim Könige beklagt hatte: so erwiederte dieser gute Fürst: „Mein lieber Herr Casaubonus, lassen Sie sich das nicht irre machen. Ich habe mit dem Herrn von Süilly die Geschäfte getheilt. Er hat die schlimmen Sachen bekommen, und die guten habe ich mir vorbehalten. Wenn Sie künftig wegen Ihres Gehalts zu ihm gehen müssen: so kommen Sie erst zu mir; da will ich Ihnen dann die Cassenparole sagen, damit man Ihnen ferner wegen der Auszahlung keine Schwierigkeiten mehr macht.“

E

Die

Die Huld und Gnade, welche dieser vor-
treffliche König den Wissenschaften und ihren
Priestern erwies, machte auch manchmal
Stümper so feck, sich dem Monarchen mit
ihrer unglücklichen Muse zu nähern. Er
strafte sie aber als Menschenfreund, am här-
testen — mit lustiger Laune.

Ein Advokat hatte der Königin eine Lob-
rede auf die Jungfrau Maria überreicht.
Der König, dem dieser Contrast, welchen ei-
ne Predigt zu Ehren der heil. Jungfrau aus
der Feder eines Advokaten, auffiel, frug den
Lobredner:

Wie viel Prozesse haben Sie schon ge-
führt?

Fünf, Ihre Majestät! —

Und wie viel haben Sie davon gewonnen?

Zwey! Sire!

Der König sahe Madame von Guise an,
und sagte: „Meine liebe Cousine, den Mann
will ich ihnen zum Advokaten geben.“ —

Die

Die Madame Guise antwortete: Sire! ich danke Ihre Majestät recht sehr; denn wenn er von fünf Prozessen drey verlohre: so würde er meine Sache gewiß nicht gut machen! „Sapperment, sagte der König, Sie bedenken auch nicht, daß er jetzt Advokat der heiligen Jungfrau ist, und also unter deren Schutze künftig alle Prozesse gewinnen wird.“

Jetzt fing Jedermann laut an zu lachen, nur der arme Advokat nicht, der nachher nie wieder in Versuchung gerieth, schlechte Predigten zu machen, und solche den Königen zu bringen. —

Perefixe erzählt, es habe sich auch ein Schneider-Genie in Paris plötzlich in die Rolle eines Advokaten einstudirt, und sich gar so weit verstiegen, daß er Autor geworden war, und dem Könige ein Buch voll Projekte zum Besten des Staats überreichte.

— Der Monarch nahm das Buch, las auf einigen Seiten alsobald den Unsinn dieser

Schneider-Philosophie, und rief sogleich seinem Kammerdiener, mit den Worten: „Höre, mein Freund, rufe mir einmal meinen Kanzler her, er soll mir das Maas zu einem neuen Kleide nehmen, weil mir dieser mein Schneider hier nunmehr auch neue Geseze macht.“

Ein gewisser zuversichtlicher schöner Geist wollte sich der Gnade eben dieses Königs empfehlen, dem sein Gesicht so fremd war, wie seine poetische Muse. — Als er ihn deshalb fragte, womit er sich nährte: so antwortete der Dichter:

„Ich mache Anagrammen, Sire, — bin aber sehr arm!“

„Das glaub ich gern, erwiederte Heinrich; denn da treibt er in der That ein sehr armseliges Handwerk.“

Er las und hörte gern was die Gelehrten und das Publikum von ihm sagten und dachten, denn er sahe diese Zeugnisse der
Werth:

Werthschätzung und Verachtung gar nicht mit Gleichgültigkeit an, und man genoß unter seiner Regierung die größte Freyheit zu reden, zu drucken und zu schreiben. Er dachte: „Wehe dem Lande, wo die Geschichte gezwungen ist, anonymisch zu bleiben.“ Man wollte ihn bewegen, einen Schriftsteller, Namens Thomas Artur, wegen einer Satyre, die er auf das Hofleben geschrieben, zu bestrafen:

„Nein, sagte er, ich würde mir ein Gewissen machen, einen rechtschaffenen Mann deswegen zu kränken, weil er die Wahrheit gesagt.“

— Und ein andermal sagte er: „Ich weiß die Wahrheit bey ihrer Freymüthigkeit zu lassen, und räume gern einem Jeden die Freyheit ein, sie ohne alle Kunst und Schminke zu sagen.“

Er nahm die vortrefliche Geschichte des Präsident de Thou wider die Verfolgung der Jesuiten in Schutz, und schrieb an seinen

Gesandten zu Rom: „Ich selbst habe befohlen, daß dies Werk freyen und ungehinderten Curs haben, und öffentlich verkauft werden soll.“

Sein Historiograph, Pierre Matthien, las ihm einst ein Stück aus seiner eigenen Lebensbeschreibung vor, die er für den Dauphin schreiben sollte, und hatte darinn auch des Königs Liebe zu den Damen erwähnt. — „Wozu doch das — dergleichen Schwachheiten aufzudecken?“ sagte der König.

Der Geschichtschreiber stellte vor, daß dem Prinzen dis eben so lehrreich und nützlich seyn würde, als seine großen Thaten, und daß die Bienen aus allen Blumen Honig saugen. — „Ja, antwortete Heinrich nach einer kleinen Pause, Sie haben Recht! die Wahrheit muß man ganz sagen. Wenn man auch meine Fehler verschwiege: so würde man das Uebrige nicht glauben. Schreiben

ben Sie solche also getrost mit hin, damit mein Sohn sie vermeiden lerne.“

Verräth das nicht genug den aufgeklärten, lehrfähigen, groß und ebeldenkenden Mann? — Immer ist er das Muster der Popularität der größten Fürsten unserer Zeit gewesen; denn nie verstattete ein Fürst leichter den Zutritt zu seiner Person, und nie hatte er dabey verführerische und anlockendere Manieren. — Ein berühmter Advokat, Namens Peleus, entdeckte dem Könige, daß er willens sey, eine Geschichte seiner Zeit und Regierung zu schreiben, ein Wunsch, der dem guten Monarchen zur Belehrung seiner Unterthanen und des ganzen Europa natürlich war. Er umarmte ihn vor dem ganzen hohen Adel, und sagte: „daß ihm kein Unterthan in Frankreich einen angenehmern Dienst erzeigen könne, und daß er eine solche Arbeit als ein Souverän zu erkennen wissen werde.“

Dem

Demohngeachtet war er weder mit seiner Achtung noch mit seinen Belohnungen verschwenderisch, und weder der mittelmäßige Kopf, noch der pedantische Lobredner, durften auf den Beyfall dieses königlichen Genies rechnen. Seinem hellen Verstande waren lange, verworrene Perioden, und eine dunkle Schreibart unerträglich; denn Niemand hat zu seiner Zeit natürlicher, angenehmer und schöner geschrieben, als er. Einer von solchen langweiligen Rednern war ein Deputirter der Provence, welcher in seinen Ellenlangen Perioden und künstlichen Lobeserhebungen sich so tief verwickelt hatte, daß er sich zuletzt aus dem Schwall von Worten nicht mehr herausfinden konnte. — „Nun, nun, ich verstehe Sie schon, fiel ihm der König ein; Sie wollen sagen, daß die Provence nicht dem Herzoge von Savoyen; sondern mir zugehöre.“

Waren

Waren es übrigens Leute, die bey fehlerhaftem Ausdrücke im Reden und Schreiben dennoch gesunden Menschenverstand und andere Verdienste hatten: so pflegte er seine kleinen Spöttereyen wieder durch eingemischtes Lob oder durch Wohlthaten zu verführen. So sagte er zuweilen im Scherz: „Mit meinem Connetable, (Montmorenci) der nicht schreiben, und mit meinem Kanzler, (Sillerie) der nicht lateinisch versteht, bin ich im Stande, alles in der Welt auszurichten.“

Der gelehrte Präsident Saucher hatte auch einen barbarischen Styl, und in seiner Sprache herrschte eben so viel Unordnung, als in seinem ganzen Aeußern. Der König war eines Tages in St. Germain, wo er bauen ließ, und stand eben bey einem Bildhauer, der just an dem Barte eines Neptuns arbeitete. Saucher, der immer einen stattlichen Bart trug, suchte den König hier
auf,

auf, indem er um eine Pension anhalten wollte. „Siehe da, sprach Heinrich zum Bildhauer, der kommt uns ja eben recht; da ist gerade das Muster zu dem Barte, den wir suchen.“

Dieser Scherz floßte dem Gelehrten einige Verse voll Vorwürfe der Undankbarkeit und Gleichgültigkeit des Monarchen gegen die Wissenschaften ein. Er bekam sie zu sehen, ließ den Verfasser zu sich rufen, und, um seine kleine Satyre wieder gut zu machen, legte er ihm den Titel eines Historiographen und einen Gehalt von 600 Thälern bey. So leuchtete Liebe für Gerechtigkeit, Wahrheit und Tugend aus allem seinen Verhalten.

Ob er nun gleich so ein holder Freund der Gelehrten und der Wissenschaften war, auch so vortrefliche und seltene Anlagen besaß: so ist er doch nicht durch irgend ein Werk Schriftsteller geworden. Die immer=
wäh=

währenden Bürgerkriege raubten ihm die
Musse dazu. Er mußte von seinem vierzehn-
ten Jahre an, immer mit dem Harnisch auf
dem Rücken, sich in den Feldlagern und
Schlachten herum tummeln, und konnte den
Musen also nur Augenblicke widmen. Aber
alle seine bekantgewordenen Reden, Briefe,
Gedichte und Aufsätze zeigen, was man un-
ter günstigen Umständen von ihm als
Schriftsteller hätte erwarten können. Sein
Styl ist lebhaft, natürlich, kraftvoll und
sinnreich; sein Witz ist fein, und der
Schwung seiner Gedanken, neu und edel.
Seine natürliche Beredsamkeit war Geist-
und Herzerhebend. Nie ist z. E. eine kürzere
und schönere Rede aus dem Munde eines
Feldherrn geflossen, als welche er vor der
merkwürdigen Schlacht bey Vory an seine
Armeen hielt: „Ihr seyd Franzosen, sagte
er, — ich bin euer König, — dort ist der
Feind.“ Nun nahm er seinen Helm ab, der
mit

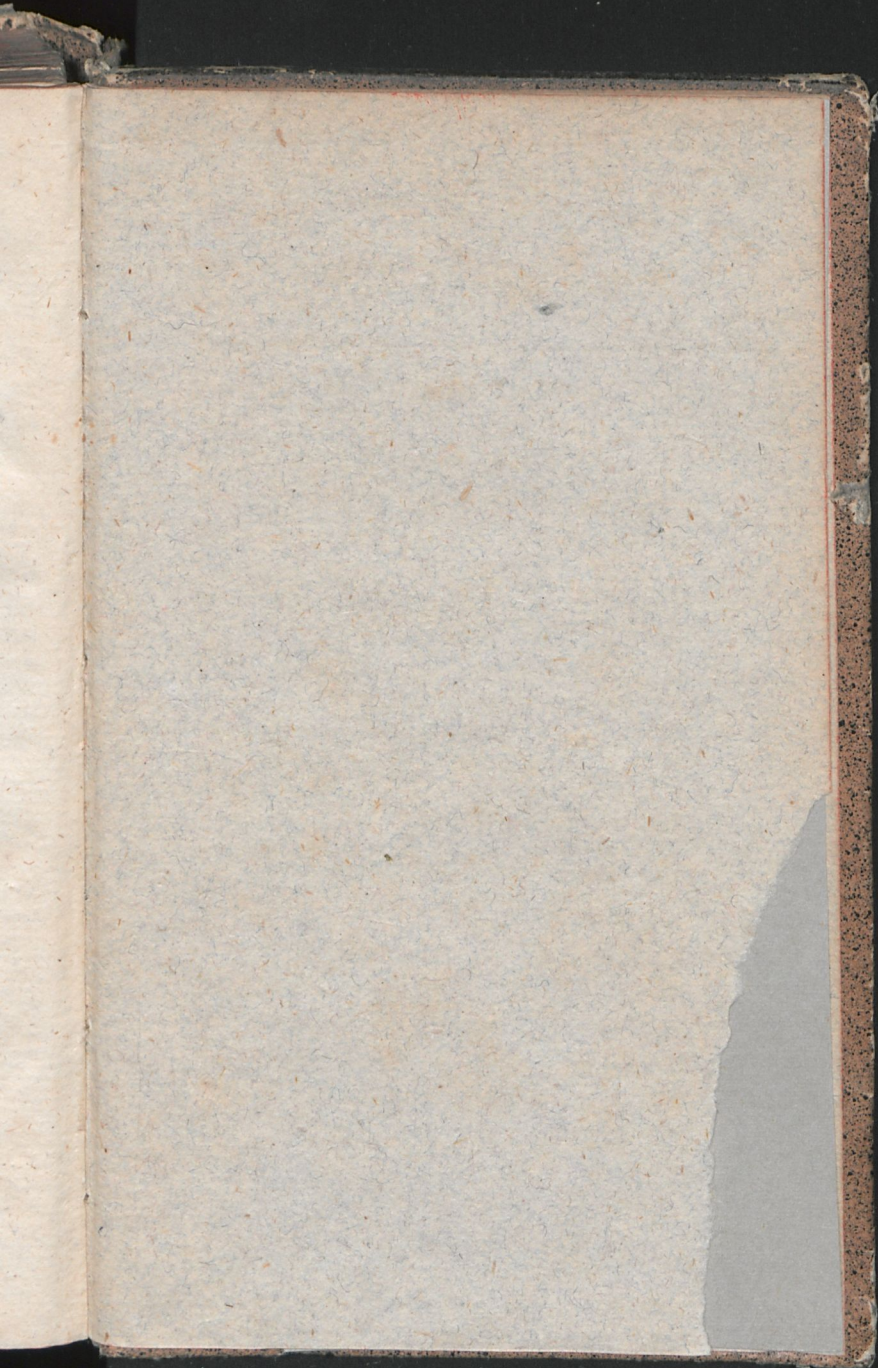
mit einem weissen Federbusche geziert war, und fuhr dann fort: „Kinder, haltet ja Reihe und Glieder! Wenn ihr keine Fahne mehr habt; so ist dies das Signal, wornach ihr euch richten, wo ihr euch wieder anschließen könnt. Folget nur meinem Pfauenschweife nach, ihr werdet ihn immer auf dem Wege zur Ehre und zum Siege sehen.“ —

Er hatte eine gefühlvolle Seele, die sich in einem freyen und ofnen Gesichte ausdrückte. Sein thätiges Wesen verließ ihn nie; Seine Herablassung floßte einem Jeden Vertrauen und Liebe ein, und seine Aufmerksamkeit und seine Großmuth erstreckten sich über alles. Wer ihn anredete, dem antwortete er mit Huld und Gnade. — So wie er vor seinem Jahrhunderte weit voraus war; so würden auch die bessern Zeiten unter Ludewig XIV. noch nicht erfolgt seyn, wenn Heinrichs großer Geist sie nicht so schön vorbereitet hätte, un- an dieses sei-
nes

nes Großsohns Statt — wie weit glücklicher würde er seine Franzosen und die Welt gemacht haben? — — Alle Könige und Fürsten seiner Zeit waren Bewunderer seiner Größe, und sein Ruf hatte sich selbst bis in den Orient verbreitet. — Die Königin Elisabeth von England hatte ihn zu ihrem Ritter erkohren, und nannte ihn bloß ihren Braven. Als sie ihm zu seinen Siegen Glück wünschte, sagt sie unter andern: „Ich bewundere insonderheit Ihre Tapferkeit unter den Waffen, und ihr holdes höfliches Wesen unter den Damen.“ — Und der Türkische Großherr Amurath schrieb ihm in folgenden Ausdrücken: „Dir Heinrich, König von Navarra, dem Zweige des unüberwindlichen Stammes der Bourbonnen, wünsche ich Heil und ein glückseliges Ende, weil du sehr gnädig und gütig bist — der Ruhm von Deiner Größe und dem Adel Deines Muths ist bis zu uns hindurch gedrungen.“

drungen ic. — Wenn es Dir angenehm ist:
so will ich Dir, so geschwind, als es die
Nothwendigkeit erfordert, zweyhundert Seg-
gel zu Hülfe schicken, die in den Hafen
zu Aiguesmontes einlaufen sollen.“ —

Gleichwohl ist es zu bewundern, daß bey
der allgemeinen Liebe und Verehrung aller
Völker für diesen großen König seit 200 Jah-
ren nur ein Friedrich ihm gleich geworden
ist!



Aug VI 107 (1)

ULB Halle

3

003 769 47X



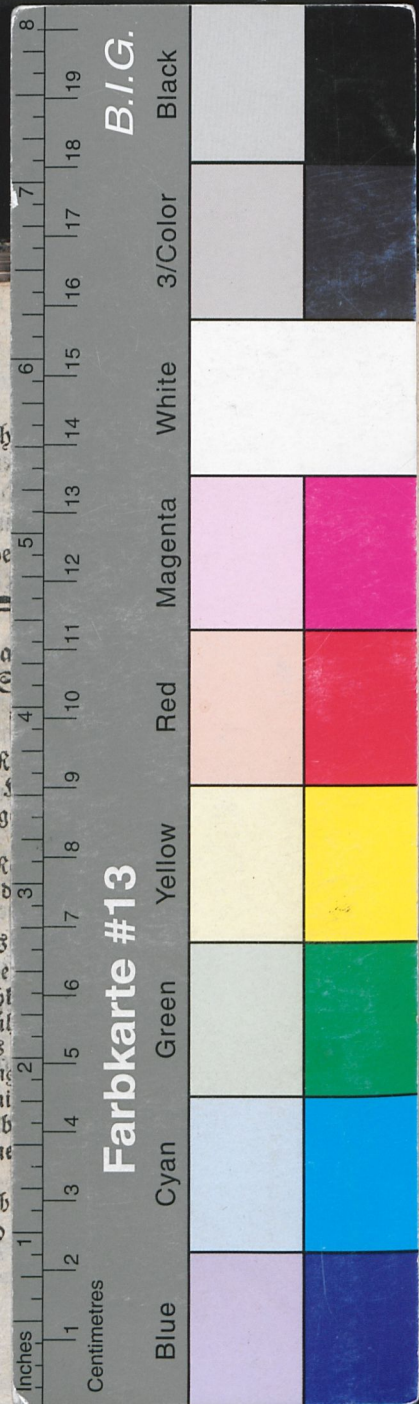
Sb.

VD 18

Z







2

Der Geist
Heinrich des Vierten,
Königs von Frankreich und
Navarra,
des Lieblings
aller Völker und Zeiten.



*Dono del
San. Michael*

Leipzig 1793.